

MICHELLE OBAMA

BECOMING

Meine Geschichte



GOLDMANN

Lesen erleben

MICHELLE OBAMA

BECOMING

Meine Geschichte

Aus dem amerikanischen Englisch von
Harriet Fricke, Tanja Handels, Elke Link,
Andrea O'Brien, Jan Schönherr
und Henriette Zeltner

GOLDMANN

Deutsche Erstausgabe

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

10. Auflage

Copyright © 2018 by Michelle Obama

Copyright © 2018 der Originalausgabe by Crown Publishing Group,
a division of Penguin Random House LLC, New York.

Copyright © 2018 der deutschsprachigen Ausgabe by

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München, nach einem Design von
Christopher Brand und unter Verwendung eines Fotos von Miller Mobley

Lektorat: Jacob Thomas · Redaktion: Antje Steinhäuser

Bildnachweis: Siehe S. 544

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

JT · Herstellung: Han

ISBN: 978-3-442-31487-4

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für all diejenigen,
die mein Werden und meine Geschichte unterstützt haben:*

*die Menschen, die mich großgezogen haben –
Fraser, Marian, Craig und meine riesige erweiterte Familie,
meinen Kreis aus starken Frauen,
die mir immer wieder Kraft geben,
mein loyales und engagiertes Team,
das mich fortwährend mit Stolz erfüllt.*

Für die Lieben meines Lebens:

*Malia und Sasha, meine beiden allergrößten Schätze
und mein Grund zu leben,*

*und schließlich für Barack,
der mir immer eine spannende Reise versprochen hat.*

INHALT

Prolog

9

Becoming Me – Ich werden

15

Becoming Us – Wir werden

149

Becoming More – Mehr werden

361

Epilog

533

Danksagung

539

PROLOG

März 2017

Als Kind hatte ich einfache Ziele. Ich wollte einen Hund haben. Ich wollte ein Haus mit einer Treppe – zwei Stockwerke für eine Familie. Und aus irgendeinem Grund wünschte ich mir einen viertürigen Kombi statt des zweitürigen Buick, der der ganze Stolz meines Vaters war. Ich erzählte allen, dass ich Kinderärztin werden wollte, wenn ich groß war. Warum? Weil ich gern mit kleinen Kindern zusammen war und außerdem schnell heraus hatte, dass Erwachsene so etwas gerne hörten. *Ach, Ärztin! Das ist aber eine prima Entscheidung!* Damals hatte ich Zöpfe, kommandierte meinen großen Bruder herum und schaffte es, immer und unter allen Umständen, in der Schule die besten Noten zu bekommen. Ich war ehrgeizig, obwohl ich nicht so genau wusste, was ich dabei eigentlich im Sinn hatte. Inzwischen glaube ich, dass Erwachsene einem Kind kaum eine sinnlosere Frage stellen können als: *Was willst du mal werden, wenn du groß bist?* Als ob das Werden ein Ziel hätte. Als ob man irgendwann etwas geworden ist, und damit hat es sich dann.

Bisher wurde ich in meinem Leben Anwältin. Ich wurde Vizepräsidentin eines Krankenhauses und habe eine gemeinnützige Organisation geleitet, die junge Menschen dabei unterstützt, sich eine erfüllende Karriere aufzubauen. Ich war eine schwarze Studentin aus der Arbeiterschicht an einem renommierten, mehrheitlich weißen College. Ich war oft die einzige Frau, die einzige Afroamerikanerin, in den unterschiedlichsten Räumen. Ich war Braut, gestresste junge Mutter, von Trauer zerrissene Tochter. Und bis vor Kurzem war ich die First Lady der Vereinigten Staaten von Amerika – ein Beruf, der offiziell gar kein Beruf ist, mir aber trotzdem ein Podium geboten

hat, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Er hat mich herausgefordert, mich demütig gemacht, mich emporgehoben und niedergestreckt, nicht selten sogar beides gleichzeitig. Ich fange gerade erst an, all das zu verarbeiten, was in den vergangenen Jahren geschehen ist – angefangen mit dem Moment im Jahr 2006, als mein Mann erstmals von einer Präsidentschaftskandidatur zu sprechen begann, bis hin zu dem kalten Morgen im letzten Winter, als ich mit Melania Trump in eine Limousine stieg, um sie zur Amtseinführung ihres Mannes zu begleiten. Was für ein Ritt!

Als First Lady erlebt man Amerika in all seinen Extremen. Ich war bei Fundraising-Veranstaltungen in Privathäusern, die eher an Kunstmuseen erinnern; Häuser, deren Bewohner Badewannen aus Edelstein besitzen. Ich habe Familien besucht, die durch Hurrikan Katrina alles verloren hatten und Tränen der Dankbarkeit weinten, wenn ihnen wenigstens noch ein funktionsfähiger Kühlschrank und Herd geblieben war. Ich habe Menschen kennengelernt, die ich oberflächlich und scheinheilig fand, und andere – Lehrer, Ehepartner von Militärangehörigen und so viele andere –, die von ganz erstaunlicher Tiefe und Stärke waren. Und ich bin Kindern begegnet – zahllosen Kindern, überall auf der Welt –, die mich zum Lachen gebracht, mich mit Hoffnung erfüllt haben und wunderbarerweise meine Stellung einfach vergaßen, sobald wir angingen, gemeinsam in der Erde eines Gartens zu graben.

Seitdem ich zögerlich in die Öffentlichkeit trat, hat man mich als mächtigste Frau der Welt hochgehalten und gleichzeitig als »zornige schwarze Frau« niedergemacht. Am liebsten hätte ich meine Kritiker gefragt, welcher Teil dieser Formulierung eigentlich das Entscheidende für sie war: »zornig«, »schwarz« oder »Frau«? Ich habe für Fotos mit Leuten gelächelt, die meinen Mann im Fernsehen aufs Übelste beschimpfen, sich aber trotzdem noch ein gerahmtes Andenken auf den Kaminsims stellen wollen. Ich habe von den Untiefen des Internets gehört, wo alles an mir in Zweifel gezogen wird, bis hin zu der Frage, ob ich überhaupt eine Frau oder nicht doch ein Mann bin. Ein amtierender Kongressabgeordneter hat sich über meinen Hintern

lustig gemacht. Ich war gekränkt. Ich war stinksauer. Aber meistens habe ich mich einfach bemüht, über solche Dinge nur zu lachen.

Es gibt noch so vieles, was ich nicht weiß, über Amerika, über das Leben, darüber, was die Zukunft bringen wird. Aber mich selbst kenne ich. Mein Vater Fraser hat mir beigebracht, hart zu arbeiten, viel zu lachen und immer Wort zu halten. Meine Mutter Marian hat mir gezeigt, wie ich mit meinem eigenen Kopf denken und meine Stimme einsetzen kann. Gemeinsam haben sie mir in unserer beengten Wohnung in der South Side von Chicago dazu verholfen, den Wert unserer Geschichte, meiner Geschichte und der größeren Geschichte unseres Landes zu erkennen. Selbst dann, wenn sie weder schön noch perfekt ist. Selbst wenn sie realer ist, als einem eigentlich lieb wäre. Denn die eigene Geschichte ist das, was wir haben, was wir immer haben werden. Wir müssen sie für uns beanspruchen.

Ich habe acht Jahre lang im Weißen Haus gelebt, einem Ort, der mehr Treppen hat, als ich zählen kann – und dazu noch Aufzüge, eine Kegelbahn und einen hauseigenen Floristen. Ich schlief in einem Bett, das mit italienischer Bettwäsche bezogen war. Unsere Mahlzeiten wurden von einem Team erstklassiger Köche zubereitet und von Fachleuten serviert, die besser ausgebildet sind als das Personal in irgendeinem Fünf-Sterne-Restaurant oder -Hotel. Agenten des Secret Service – bewaffnet, mit Knopf im Ohr und mit betont ausdrucksloser Miene – standen vor unseren Türen und gaben sich alle Mühe, sich aus unserem Familienleben herauszuhalten. Irgendwann hatten wir uns mehr oder weniger daran gewöhnt – an die eigentümliche Pracht unseres neuen Zuhauses und auch an die ständige stumme Gegenwart anderer.

Das Weiße Haus ist der Ort, an dem unsere Töchter auf den Fluren Ball spielten und auf dem South Lawn, dem großen Rasen südlich des Hauses, auf Bäume kletterten. Es ist der Ort, an dem Barack bis spät in die Nacht im Treaty Room über Lageberichten und Redewürfen brütete, und es ist auch der Ort, an dem Sunny, einer unserer Hunde, hin und wieder auf den Teppich kackte. Ich konnte auf dem Truman Balcony stehen und den Touristen dabei zuschauen, wie

sie mit ihren Selfie-Sticks posierten, durch den eisernen Zaun spähen und zu erkennen versuchten, was dahinter wohl so vor sich ging. Es gab Tage, da verursachte es mir Beklemmungen, dass wir die Fenster aus Sicherheitsgründen immer geschlossen halten mussten, dass ich nicht einfach ohne großes Brimborium kurz frische Luft schnappen konnte. Und dann wieder gab es Zeiten, da erfüllten mich die weißen Magnolien, die draußen blühten, der emsige Alltag des Regierungsbetriebs und die eindrucksvollen militärischen Begrüßungszeremonien mit tiefer Ehrfurcht. Es gab Tage, Wochen und Monate, da hasste ich die Politik regelrecht. Und es gab Momente, da war ich von der Schönheit dieses Landes und seiner Menschen derart überwältigt, dass mir die Worte fehlten.

Dann war es vorbei. Obwohl man weiß, dass dieser Tag kommen wird, obwohl die vorangehenden Wochen von einem emotionalen Abschied nach dem anderen erfüllt sind, rauscht der Tag selbst einfach so vorbei. Eine Hand wird auf die Bibel gelegt; ein Eid wird gesprochen. Die Möbel des einen Präsidenten werden ein-, die des anderen ausgeräumt. Innerhalb weniger Stunden werden Schränke geleert und wieder neu gefüllt. Und einfach so ruhen plötzlich neue Köpfe auf neuen Kissen – neue Temperamente, neue Träume. Und wenn es dann vorbei ist, wenn man zum letzten Mal aus der Tür der berühmtesten Adresse der Welt getreten ist, muss man in vielerlei Hinsicht wieder zu sich selbst finden.

Darum möchte ich mit einem kleinen Erlebnis beginnen, das noch gar nicht lange zurückliegt. Ich war daheim, in dem roten Backsteinhaus, das wir kurz zuvor bezogen hatten. Unser neues Haus liegt etwa zwei Meilen von unserem alten entfernt, in einer ruhigen Straße inmitten einer Wohngegend. Wir sind noch dabei, uns einzurichten. Im Wohnzimmer sind die Möbel genauso wie vorher im Weißen Haus angeordnet. Überall haben wir Andenken verteilt, die uns daran erinnern sollen, dass das alles auch wirklich passiert ist: Fotos von unseren Familienurlaube in Camp David, die handgetöpferen Gefäße, die ich von der Abschlussklasse einer Schule für amerikanische Ureinwohner geschenkt bekommen habe, ein von Nelson

Mandela signiertes Buch. Das Seltsame an diesem Abend war, dass alle fort waren. Barack war auf Reisen. Sasha war mit Freundinnen unterwegs. Malia lebt und arbeitet inzwischen in New York und verbrachte gerade die letzten Wochen ihres *gap years*, einer Art Auszeit vor dem Beginn des Studiums. Ich war ganz allein mit unseren beiden Hunden und einem stillen, leeren Haus; etwas, das ich seit acht Jahren nicht mehr erlebt hatte.

Und ich war hungrig. Gefolgt von den Hunden ging ich aus dem Schlafzimmer die Treppe hinunter. In der Küche angekommen öffnete ich die Tür des Kühlschranks. Ich nahm eine Packung Toast heraus und steckte zwei Scheiben davon in den Toaster. Dann machte ich den Schrank auf und holte mir einen Teller. Mir ist klar, wie seltsam sich das anhört, aber mir selbst einen Teller aus dem Küchenschrank zu nehmen, ohne dass irgendwer darauf beharrt, ihn für mich zu holen, und dann allein neben dem Toaster zu stehen und zu warten, bis die Scheiben braun sind, kommt mir wie die größtmögliche Wiederannäherung in mein altes Leben vor. Vielleicht ist es aber auch mein neues Leben, das sich allmählich ankündigt.

Am Ende beließ ich es nicht beim Toast – ich machte mir einen Käsetoast, legte die Brotscheiben in die Mikrowelle und ließ eine dicke Schicht sämigen Cheddarkäse dazwischen zerschmelzen. Dann ging ich mit meinem Teller in den Garten hinaus. Ich brauchte niemandem zu sagen, wo ich hinging. Ich ging einfach. Barfuß und in Shorts. Die Winterkälte war endlich verflogen. In den Beeten entlang der Gartenmauer schauten die ersten Krokusse aus dem Boden. Es roch nach Frühling. Ich setzte mich auf die Stufen unserer Veranda, spürte die Wärme der Sonne, die sich noch in den Schieferplatten unter meinen Füßen hielt. Irgendwo bellte ein Hund, und meine beiden Hunde horchten auf und wirkten kurz etwas verwirrt. Mir kam der Gedanke, dass es für sie ein irritierender Klang sein musste, im Weißen Haus hatten wir ja keine Nachbarn gehabt, geschweige denn Nachbarshunde. Für sie war das alles noch neu. Und während die Hunde lostrotteten, um den Garten zu erkunden, aß ich im Dunkeln meinen Toast und fühlte mich im allerbesten Sinn allein. Meine

Gedanken waren nicht bei dem Grüppchen bewaffneter Wachleute, das – keine hundert Meter entfernt – den extra eingebauten Kommandoposten in unserer Garage bemannte, ich dachte auch nicht an den Umstand, dass ich auch weiterhin nicht ohne Personenschutz auf die Straße würde gehen können. Ich dachte nicht an den neuen Präsidenten – und in diesem Moment auch nicht an den alten.

Stattdessen dachte ich daran, dass ich in ein paar Minuten ins Haus zurückkehren, meinen Teller abspülen und dann ins Bett gehen, vielleicht sogar ein Fenster auflassen würde, um die Frühlingsluft zu spüren – und daran, was für eine Wohltat das sein würde! Und außerdem dachte ich daran, dass diese Stille mir die erste richtige Gelegenheit zur Besinnung bot. Als First Lady konnte ich mich am Ende einer hektischen Woche oft kaum noch erinnern, wie sie angefangen hatte. Jetzt bekommt die Zeit allmählich wieder eine andere Qualität. Meine Töchter, die mit ihren Polly-Pocket-Püppchen, einer Schmusedecke namens Blankie und einem Plüschtiger namens Tiger ins Weiße Haus gezogen waren, sind inzwischen Teenager, junge Frauen mit eigenen Plänen und eigenen Stimmen. Mein Mann findet sich auf seine Weise in das Leben nach dem Weißen Haus ein, versucht auf seine Weise durchzuatmen. Und ich? Ich bin hier, an diesem neuen Ort, und habe vieles zu sagen.

Becoming Me

Ich werden

Ich verbrachte einen Großteil meiner Kindheit damit, nach dem Klang des Strebens zu lauschen. Er drang in Form von schlechter oder zumindest dilettantisch gespielter Musik durch die Ritzen der Bodendielen in mein Zimmer herauf – das Geklimper von Schülerinnen und Schülern, die unten bei meiner Großtante Robbie am Klavier saßen und langsam und fehlerhaft ihre Tonleitern übten. Meine Familie lebte in South Shore, einem Stadtviertel im Süden von Chicago, in einem hübschen Backsteinhäuschen, das Robbie und ihrem Mann Terry gehörte. Meine Eltern hatten die Wohnung im ersten Stock gemietet, Robbie und Terry wohnten im Erdgeschoss. Robbie war die Tante meiner Mutter und hatte sich ihr gegenüber jahrelang sehr großzügig gezeigt, für mich aber hatte sie etwas Bedrohliches. Steif und ernst dirigierte sie den Chor einer nahe gelegenen Kirche, und sie war die Klavierlehrerin in unserem Viertel. Sie trug vernünftige Schuhe und um den Hals eine Lesebrille an einer Kette. Sie konnte verschmitzt lächeln, hatte im Gegensatz zu meiner Mutter jedoch nichts für Sarkasmus übrig. Manchmal stauchte sie ihre Schüler zusammen, weil sie nicht genug geübt hatten, oder sie stauchte deren Eltern zusammen, weil sie die Kinder zu spät zum Unterricht brachten.

»Gute Nacht!«, rief sie dann mitten am Tag, genauso entnervt, wie man sonst »Herrgott noch mal!« herauspoltern würde. Nur wenige, so schien es, konnten Robbies Anforderungen gerecht werden.

Das Geräusch von Menschen, die sich bemühen, wurde zum Soundtrack unseres Lebens. Geklimper am Nachmittag, Geklimper am Abend. Manchmal kamen die Damen aus der Gemeinde,

um Kirchenlieder zu üben, und schmetterten voller Inbrunst ihre Frömmigkeit durch die Wände des Hauses. Bei Robbie galt die Regel, dass ihre Klavierschüler immer nur an einem Lied üben durften. Von meinem Zimmer aus hörte ich, wie sie unsicher Note für Note versuchten, Robbies Anerkennung zu erlangen, und sich nach vielen Anläufen von Kinderliedern wie »Hot Cross Buns« zu Brahms' »Wiegenlied« hocharbeiteten. Die Musik störte nicht, sie war einfach nur ständig da. Sie schlich das Treppenhaus hinauf, das unseren Teil des Hauses von Robbies Teil trennte. Im Sommer wehte sie durch die offenen Fenster und begleitete meine Gedanken, wenn ich mit meinen Barbiepuppen spielte oder kleine Königreiche aus Klötzchen baute. Es gab nur dann eine Unterbrechung, wenn mein Vater von seiner Frühschicht in der städtischen Wasseraufbereitungsanlage zurückkehrte, den Fernseher einschaltete, um ein Spiel der Chicago Cubs zu sehen, und die Lautstärke gerade so aufdrehte, dass davon alles andere übertönt wurde.

Das waren die Ausläufer der 1960er Jahre in der South Side von Chicago. Die Cubs waren nicht schlecht, aber sie waren auch nicht gerade gut. Ich saß im Lehnstuhl auf dem Schoß meines Vaters, und er erklärte mir, dass die Cubs gerade eine Flaute am Ende der Saison hatten oder warum »sweet-swinging« Billy Williams, der gleich bei uns um die Ecke in der Constance Avenue wohnte, von der linken Seite der Homeplate so traumhaft den Ball schlug. Außerhalb der Baseballstadien befand sich Amerika inmitten eines enormen Umbruchs mit ungewissem Ausgang. Die Kennedys waren tot. Martin Luther King Jr. war auf einem Balkon in Memphis umgebracht worden, worauf es im ganzen Land zu Krawallen kam, auch in Chicago. Auf dem Parteitag der Demokraten im Jahr 1968 kam es zu blutigen Ausschreitungen, als die Polizei im Grant Park, etwa neun Meilen nördlich von uns, mit Schlagstöcken und Tränengas auf Vietnamkriegsgegner losging. Weiße Familien zogen inzwischen scharenweise in die Vorstädte, angelockt von Versprechungen wie besseren Schulen, mehr Platz und wahrscheinlich auch mehr Weiß.

Nichts davon nahm ich damals bewusst wahr. Ich war bloß ein

Kind, ein Mädchen mit Barbiepuppen und Bausteinen, mit Eltern und einem älteren Bruder, dessen Kopf nachts etwa einen Meter entfernt von meinem lag. Meine Familie war meine Welt, das Zentrum von allem. Meine Mutter brachte mir früh das Lesen bei, ging mit mir in die öffentliche Bücherei und setzte sich zu mir, während ich die Wörter auf den Buchseiten erkundete. Mein Vater verließ jeden Morgen in der blauen Uniform der städtischen Angestellten das Haus, abends aber zeigte er uns dann, was es bedeutete, Jazz und Kunst zu lieben. Als Kind hatte er Kurse am Art Institute of Chicago belegt, und auf der Highschool hatte er gemalt und Skulpturen gemacht. Als Schüler war er außerdem Leistungsschwimmer und Boxer gewesen, und als Erwachsener schaute er leidenschaftlich gerne Sportübertragungen im Fernsehen, von Profi-Golf bis zur National Hockey League. Er sah gerne zu, wie starke Menschen sich selbst übertrafen. Als mein Bruder Craig sich für Basketball zu interessieren begann, legte mein Vater ihm Münzen auf den Türrahmen in der Küche und spornte ihn dazu an, nach ihnen zu springen.

Alles, was wichtig war, lag in einem Radius von fünf Blocks – meine Großeltern, meine Cousins und Cousinen, die Kirche an der Ecke, wo wir nicht gerade regelmäßig die Sonntagsschule besuchten, die Tankstelle, zu der mich meine Mutter manchmal schickte, um eine Schachtel Newport zu holen, und der Spirituosenladen, in dem es Toastbrot der Marke Wonder Bread, Süßigkeiten, die man sich selbst zusammenstellen konnte, und Milch in Gallonenflaschen gab. An heißen Sommerabenden schliefen Craig und ich zu den Anfeuerungsrufen der Softballspieler ein, die aus dem nahe gelegenen öffentlichen Park zu uns drangen, wo wir tagsüber das Klettergerüst erklommen und mit anderen Kindern Fangen spielten.

Craig und ich sind nicht ganz zwei Jahre auseinander. Er hat die sanften Augen und den optimistischen Geist unseres Vaters und die Unerbittlichkeit unserer Mutter. Wir hatten immer ein sehr enges Verhältnis, nicht zuletzt dank einer unbeirrbaren und irgendwie unerklärlichen Loyalität, die er gleich von Beginn an für seine kleine Schwester verspürte. Es gibt ein frühes Familienfoto, eine Schwarz-

Weiß-Aufnahme, auf der wir vier auf einem Sofa sitzen. Meine Mutter lächelt und hält mich auf dem Schoß, mein Vater hat Craig auf den Knien und wirkt ernst und stolz. Wir sind für den Kirchgang gekleidet, vielleicht auch für eine Hochzeit. Ich bin etwa acht Monate alt, ein pausbackiger, moppeliger Rabauke, der sich nichts bieten lässt, in Windeln und einem gebügelten weißen Kleid. Ich sehe aus, als würde ich mich jeden Moment dem Griff meiner Mutter entwinden, und starre dabei in die Kamera, als würde ich sie gleich fressen wollen. Craig neben mir, mit Fliege und Sakko, sieht aus wie ein kleiner Gentleman. Sein Gesichtsausdruck ist ernst. Er ist zwei Jahre alt und bereits die Verkörperung brüderlicher Wachsamkeit und Verantwortung – er streckt die Arme nach mir aus, seine Finger umschließen schützend mein speckiges Handgelenk.

Zu der Zeit, als das Foto entstand, lebten wir gegenüber von den Eltern meines Vaters in Parkway Gardens, einem bezahlbaren Wohnprojekt in der South Side, das aus modernistischen Mehrfamilienhäusern bestand. Es war in den 1950er Jahren gebaut und als Genossenschaft konzipiert worden, um den Wohnungsmangel unter schwarzen Arbeiterfamilien nach dem Zweiten Weltkrieg zu lindern. Aufgrund bitterer Armut und Bandengewalt verkam es später zusehends und verwandelte sich in eines der gefährlichsten Wohnviertel der Stadt. Doch da waren wir schon lange weg. Meine Eltern hatten sich als Teenager kennengelernt und mit Mitte zwanzig geheiratet. Als ich noch ein Kleinkind war, hatten sie Robbies und Terrys Angebot angenommen, ein paar Meilen weiter südlich bei ihnen einzuziehen, in einer angenehmeren Nachbarschaft.

In der Euclid Avenue lebten zwei Haushalte unter einem nicht allzu großen Dach. Ihrem Grundriss nach zu urteilen war die Wohnung im Obergeschoss als Einliegerwohnung für ein oder zwei Leute geplant gewesen, aber wir passten auch zu viert hinein. Meine Eltern schliefen im einzigen Schlafzimmer, Craig und ich teilten uns einen größeren Bereich, der wohl ursprünglich als Wohnzimmer gedacht gewesen war. Später, als wir größer wurden, brachte mein Großvater – Purnell Shields, der Vater meiner Mutter, der ein begeisterter,

wenn auch nicht besonders talentierter Schreiner war – ein paar billige Sperrholzplatten vorbei und zog damit eine notdürftige Wand ein, um aus dem einen Raum zwei halbwegs getrennte Zimmer zu machen. Jedem dieser Zimmerchen fügte er noch eine Falttür aus Plastik hinzu und ließ davor noch etwas Platz für einen kleinen Bereich, wo wir unsere Spielsachen und Bücher aufbewahren konnten.

Ich liebte mein Zimmer. Es war gerade groß genug für ein Einzelbett und einen schmalen Schreibtisch. Meine ganzen Plüschtiere kamen auf das Bett. Ich steckte sie mir jeden Abend um den Kopf herum fest, als eine Art Einschlafritual. Craig lebte auf seiner Seite der Wand ein spiegelbildliches Leben. Sein Bett war parallel zu meinem an die Trennwand geschoben. Diese war so dünn, dass wir uns, wenn wir nachts im Bett lagen, problemlos unterhalten konnten. Manchmal warfen wir dabei eine zusammengeknüllte Socke durch einen etwa fünfundzwanzig Zentimeter großen Spalt zwischen Trennwand und Decke hin und her.

Tante Robbie hingegen hatte ihren Teil des Hauses wie ein Mausoleum eingerichtet. Die Polstermöbel steckten in Schutzhüllen aus Plastik, die kalt an meinen nackten Beinen pappten, wenn ich mich traute, mich daraufzusetzen. Die Regale quollen über vor lauter Porzellanfigürchen, die wir ja nicht anfassen durften. Manchmal ließ ich für einen Moment lang meine Hand über einem Ensemble aus niedlichen Glaspudeln schweben – einer filigranen Hündin mit drei kleinen Welpen – nur, um sie aus Furcht vor Robbies Zorn ganz schnell wieder zurückzuziehen. Wenn gerade kein Klavierunterricht stattfand, war es im Erdgeschoss totenstill. Nie lief der Fernseher, und auch das Radio war nie an. Ich weiß noch nicht einmal, ob sich die beiden dort unten viel unterhalten haben. Robbies Mann hieß mit vollem Namen William Victor Terry, aber aus irgendeinem Grund sprachen wir ihn nur mit seinem Nachnamen an. Terry war wie ein Schatten, ein vornehm aussehender Mann, der an jedem Tag der Woche einen dreiteiligen Anzug trug und so gut wie nie auch nur ein Wort sagte.

Oben und Unten wurden für mich schließlich zu zwei unterschiedlichen Universen, die von geradezu gegensätzlichen Empfindungen

beherrscht wurden. Oben machten wir Lärm, und zwar völlig unverfroren. Craig und ich warfen uns Bälle zu und jagten uns gegenseitig durch die Wohnung. Wir polierten die Holzdielen im Gang mit Möbelspray, sodass wir in Socken weiter und schneller rutschen konnten und deshalb auch mehr als einmal gegen die Wände krachten. Die Küche war der Boxring, in dem Bruder und Schwester gegeneinander antraten. Dabei trugen wir die Boxhandschuhe, die wir von unserem Dad, zusammen mit einer individuellen Anleitung, wie man einen guten Jab platzierte, zu Weihnachten geschenkt bekommen hatten. Abends spielte die ganze Familie dann Brettspiele, erzählte Geschichten und Witze und legte laut Jackson-Five-Platten auf. Wenn es Robbie unten zu viel wurde, schaltete sie das Licht in unserem gemeinsamen Treppenhaus immer wieder energisch an und aus – und teilte uns auf ihre eigene, naja, höfliche Art und Weise mit, jetzt aber endlich mal die Luft anzuhalten.

Robbie und Terry waren älter. Sie waren in einer anderen Zeit aufgewachsen, mit anderen Sorgen. Sie hatten Dinge mitbekommen, die meine Eltern nicht erlebt hatten – Dinge, die Craig und ich als lärmende Kinder nicht einmal im Ansatz erahnen konnten. So oder so ähnlich vermittelte uns das meine Mutter, wenn wir uns zu sehr über die Nörgelei von unten aufregten. Selbst wenn wir den Kontext nicht kannten, wurden wir dazu angehalten, uns immer daran zu erinnern, dass es einen Kontext gab. Unsere Eltern erklärten uns, dass jeder Mensch auf der Welt seine unsichtbare Geschichte mit sich herumträgt und allein deshalb etwas an Toleranz verdient. Viele Jahre später sollte ich erfahren, dass Robbie die Northwestern University wegen Diskriminierung verklagt hatte. Sie hatte sich 1943 für ein Chormusik-Seminar eingeschrieben und kein Zimmer im Studentinnenwohnheim bekommen. Sie sollte stattdessen in einer Pension in der Stadt unterkommen – in einem Haus »für Farbige«, wie man ihr zu verstehen gab. Terry für seinen Teil hatte früher bei einer der vielen Nachtzuglinien von und nach Chicago als Pullman Porter gearbeitet. Das war ein angesehener, wenn auch nicht sehr gut bezahlter Beruf, der nur von schwarzen Männern ausgeübt wurde. In

ihren tadellos gepflegten Uniformen trugen sie das Gepäck, servierten Mahlzeiten und kümmerten sich allgemein um die Bedürfnisse der Zugreisenden, sie putzten ihnen sogar die Schuhe.

Noch Jahre nach seiner Pensionierung lebte Terry in einem Zustand stumpfer Förmlichkeit – er war stets makellos gekleidet, ein wenig servil und ohne eigene Wünsche, zumindest bekam ich nie etwas davon mit. Er schien einen Teil von sich aufgegeben zu haben, um mit dem Leben zurechtzukommen. Ich sah ihm oft dabei zu, wie er bei brütender Sommerhitze in Brogues, Hosenträgern und einem schmalkrempigen Filzhut den Rasen mähte, die Hemdsärmel sorgfältig hochgekrempelt. Er gönnte sich genau eine Zigarette pro Tag und genau einen Cocktail im Monat, und nicht einmal dann wurde er lockerer, wie etwa mein Vater und meine Mutter nach einem Highball oder einem Bier der Chicagoer Brauerei Schlitz, was ab und an vorkam. Irgendwie wünschte ich mir immer, dass Terry einmal erzählen, einmal seine Geheimnisse preisgeben würde. Er musste doch jede Menge interessanter Geschichten auf Lager haben, über all die Städte, die er besucht hatte, oder über die reichen Leute, wie sie sich in Zügen benahmen – oder eben nicht. Doch wir bekamen davon nichts zu hören. Aus irgendeinem Grund erzählte er nie etwas.

Mit ungefähr vier Jahren beschloss ich, das Klavierspielen lernen zu wollen. Craig, der schon in die erste Klasse ging, verschwand bereits regelmäßig nach unten, um bei Robbie seine wöchentliche Unterrichtsstunde zu absolvieren. Und er kehrte immer relativ unversehrt zurück. Ich fand, ich sei so weit. Ich war auch einigermaßen überzeugt, ich hätte schon Klavierspielen gelernt, und zwar durch direkte Osmose – die vielen Stunden, die ich damit zugebracht hatte, anderen Kindern zuzuhören, wie sie sich durch ihre Stücke quälten. Die Musik hatte ich schon im Kopf. Ich wollte nur nach unten gehen und meiner anspruchsvollen Großtante beweisen, was für ein talentiertes Mädchen ich war und dass es mich nicht die geringste Mühe kosten würde, ihre Starschülerin zu werden.

Robbies Klavier stand in einem kleinen rechteckigen Zimmer auf der Rückseite des Hauses, in der Nähe eines Fensters mit Blick auf den Garten. In der einen Ecke stand eine Topfpflanze, in der anderen ein Klapptisch, an dem die Schüler Notenblätter beschreiben konnten. Während des Unterrichts saß Robbie kerzengerade in einem hohen Polstersessel, klopfte mit einem Finger den Takt mit und lauschte mit geneigtem Kopf aufmerksam nach Fehlern. Ob ich Angst vor Robbie hatte? Nicht gerade Angst, nein, aber sie hatte durchaus etwas Furchteinflößendes an sich. Sie stand für eine strenge Art von Autorität, die mir bis dahin noch nirgendwo sonst begegnet war. Sie verlangte Perfektion von jedem Kind, das bei ihr auf der Klavierbank saß. Ich betrachtete sie als jemanden, den ich für mich gewinnen oder vielleicht irgendwie erobern musste. Bei ihr hatte man immer das Gefühl, man müsste etwas beweisen.

Bei meiner ersten Stunde baumelten meine Beine noch von der Klavierbank herab, zu kurz, um bis zum Boden zu reichen. Robbie gab mir ein eigenes Anfänger-Übungsheft, worüber ich ganz begeistert war, und zeigte mir, wie ich die Hände richtig über die Tasten halten musste.

»Jetzt aber, pass auf.« Sie schimpfte schon mit mir, bevor wir überhaupt angefangen hatten. »Such das eingestrichene c.«

Wenn man noch klein ist, kann es einem so vorkommen, als hätte ein Klavier tausend Tasten. Man starrt auf eine schwarz-weiße Fläche, die sich weiter erstreckt, als zwei kurze Ärmchen reichen können. Das eingestrichene c war der Ankerpunkt, das lernte ich bald. Dort befand sich die Trennlinie zwischen dem Bereich, in dem sich die linke, und dem Bereich, in dem sich die rechte Hand bewegt, genau zwischen dem Violin- und dem Bassschlüssel. Wenn man den Daumen auf das eingestrichene c legt, ergibt sich alles andere automatisch. Die Tasten von Robbies Klavier hatten kleine Unregelmäßigkeiten in Farbe und Form, Stellen, an denen im Lauf der Zeit ein bisschen Elfenbein abgesplittert war, sodass sie aussahen wie eine Reihe schlechter Zähne. Dem eingestrichenen c fehlte zum Glück eine ganze Ecke, ein Keil etwa in der Größe meines Fingernagels, sodass ich jedes Mal die Mitte fand.

Wie sich herausstellte, mochte ich das Klavierspielen. Es fühlte sich ganz natürlich an, an dem Instrument zu sitzen, ganz so, als wäre ich dafür bestimmt. In meiner Familie gab es eine Menge Musiker und Musikliebhaber, besonders auf der Seite meiner Mutter. Ich hatte einen Onkel, der in einer professionellen Band spielte. Mehrere meiner Tanten sangen im Kirchenchor. Robbie leitete zusätzlich zu ihrem Chor und den Klavierstunden auch noch den »Operetta Workshop«, ein kleines Musiktheaterprogramm für Kinder im Untergeschoss der Kirche, an dem auch Craig und ich jeden Samstagvormittag teilnahmen. Das musikalische Herz unserer Familie war jedoch mein Großvater Shields, der Schreiner, Robbies jüngerer Bruder. Er war ein unbekümmerter, rundlicher Mann mit einem ansteckenden Lachen und einem zotteligen graumelierten Bart. Als ich noch kleiner war, hatte er im westlichen Teil der Stadt gewohnt, und Craig und ich nannten ihn damals unter uns Westside. Doch in dem Jahr, in dem ich mit dem Klavierunterricht anfang, zog er in unser Viertel, weshalb wir ihn entsprechend zu Southside umtaufen.

Southside hatte sich schon vor Jahrzehnten von meiner Großmutter getrennt, als meine Mutter noch ein Teenager war. Er lebte mit meiner Tante Carolyn, der ältesten Schwester meiner Mutter, und meinem Onkel Steve, ihrem jüngsten Bruder, nur zwei Straßen von uns entfernt in einem gemütlichen einstöckigen Haus, das er von vorne bis hinten verkabelt hatte, um Musik hören zu können. Er hatte in jedem Raum Lautsprecher installiert, sogar im Bad. Ins Esszimmer baute er ein aufwändiges Schranksystem für seine Musikanlage, für die er viele Teile auf Flohmärkten ergattert hatte. Er besaß zwei vollkommen unterschiedliche Schallplattenspieler und außerdem noch ein klappriges altes Tonbandgerät, und die Regale waren vollgepackt mit Platten, die er über viele Jahre hinweg angesammelt hatte.

Es gab vieles in der Welt, dem Southside nicht traute. Er war ein typischer Verschwörungstheoretiker der alten Schule. Er traute keinem Zahnarzt, was dazu führte, dass er so gut wie keine Zähne mehr hatte. Er traute der Polizei nicht, und als Enkel eines Sklaven aus

Georgia traute er auch den Weißen nicht immer. Seine frühe Kindheit hatte er während der Jim-Crow-Ära in Alabama verbracht und dort Rassentrennung und Diskriminierung erlebt, bevor er in den 1920er Jahren in den Norden nach Chicago gekommen war. Als er eigene Kinder hatte, tat Southside alles Erdenkliche, um ihre Sicherheit zu gewährleisten: Er schüchterte sie mit echten und fiktiven Geschichten darüber ein, was schwarzen Jugendlichen passieren könnte, wenn sie in das falsche Viertel gerieten, und vor allem schärfte er ihnen ein, der Polizei aus dem Weg zu gehen.

Musik schien ein Gegenmittel zu sein, eine Möglichkeit, sich zu entspannen und Sorgen zu vertreiben. Wenn Southside für seine Schreinerarbeiten Geld bekam, prasste er manchmal und gönnte sich ein neues Album. Er veranstaltete regelmäßig Familienfeste, aber wenn man sich unterhalten wollte, musste man die Musik übertönen, die alles beherrschte. Die meisten größeren Ereignisse feierten wir bei Southside, sodass wir viele Jahre lang unsere Weihnachtsgeschenke zu Ella Fitzgerald auspackten und Geburtstagskerzen zu Coltrane ausbliesen. Meine Mutter erzählte, als junger Mann hätte Southside seine sieben Kinder geradezu mit Jazz vollgepumpt und oftmals die ganze Familie bei Sonnenaufgang mit voll aufgedrehter Musik geweckt.

Seine Liebe zur Musik war ansteckend. Sobald Southside in unser Viertel gezogen war, verbrachte ich ganze Nachmittage bei ihm zu Hause, zog wahllos Alben aus dem Regal und legte sie auf. Jedes war ein neues Abenteuer, das mich in seinen Bann zog. Obwohl ich noch klein war, gab es bei ihm keinerlei Verbote, was ich anfassen durfte und was nicht. Später kaufte er mir meine erste Platte, »Talking Book« von Stevie Wonder. Ich bewahrte sie bei ihm zu Hause auf einem speziellen Regal auf, das er für meine Lieblingsplatten aussersehen hatte. Wenn ich Hunger hatte, machte er mir einen Milkshake oder briet uns ein ganzes Huhn, während wir Aretha, Miles oder Billie lauschten. Für mich war Southside groß wie der Himmel. Und der Himmel, stellte ich mir vor, musste ein Ort voller Jazz sein.

Zu Hause arbeitete ich weiter an meinen musikalischen Fortschritten. An Robbies Klavier lernte ich schnell die Tonleitern – das mit der Osmose hatte tatsächlich funktioniert –, und ich machte mich mit Eifer an die Arbeitsblätter mit den Fingerübungen, die sie mir gab. Weil wir kein eigenes Klavier hatten, musste ich unten bei ihr üben. Ich wartete also, bis niemand mehr Unterricht hatte, und schleppte häufig meine Mutter mit nach unten, die sich in den Sessel setzen und mir zuhören sollte. Ich lernte ein Stück nach dem anderen aus dem Notenheft. Wahrscheinlich war ich weder besser noch geschickter als ihre anderen Schüler, aber ich war ehrgeizig. Für mich lag ein Zauber im Lernen. Ich bekam ein kribbelndes Gefühl der Genugtuung davon. Zum einen bemerkte ich den einfachen, anspornenden Zusammenhang zwischen der Zeit, die ich geübt hatte, und den Fortschritten, die ich machte. Und zum anderen spürte ich auch etwas bei Robbie – etwas, das zu tief vergraben war, als dass es offene Freude hätte sein können, aber trotzdem: Sie wirkte irgendwie leichter, froher, wenn ich es durch ein Stück schaffte, ohne es zu vermasseln, wenn die rechte Hand eine Melodie spielte, während die linke einen Akkord griff. Ich bemerkte es aus dem Augenwinkel heraus – Robbie war dann ein winziges bisschen weniger schmallippig, und der Finger, mit dem sie den Takt angab, federte ein bisschen mit.

Diese Zeit entpuppte sich letztlich als unsere Flitterwochen-Phase. Womöglich hätten wir beide, Robbie und ich, so weitermachen können, wäre ich weniger neugierig gewesen und dafür etwas respektvoller, was ihre Lehrmethode anging. Aber das Lehrbuch war einfach so dick und ich kam nur so langsam über die ersten paar Stücke hinweg, dass ich bald ungeduldig wurde und weiterblätterte – und zwar nicht nur ein paar Seiten, sondern bis weit hinten im Buch. Ich las die Titel der schwierigeren Stücke und wagte mich während des Übens auch an ein paar heran. Als ich Robbie stolz eines der hinteren Stücke im Buch vorspielen wollte, explodierte sie und machte meine Leistung mit einem grausamen »Gute Nacht!« zunichte. Ich wurde genauso zusammengestaucht, wie ich es bei den vielen Schülern vor mir mitangehört hatte. Dabei hatte ich doch nur versucht,

mehr und schneller zu lernen, aber Robbie betrachtete das als Verbrechen, das einem Verrat gleichkam. Sie war nicht beeindruckt, auch nicht im Mindesten.

Und ich zeigte keinerlei Einsicht. Ich war ein Kind, das konkrete Antworten auf seine Fragen haben wollte, das gerne alles erörterte und zu einem logischen, wenn auch anstrengenden Ende brachte. Ich vertrat energisch meine Meinung und tendierte auch ein bisschen zum Diktator, wie mein Bruder, der oft von mir aus unserem gemeinsamen Spielbereich verbannt wurde, bezeugen kann. Wenn ich glaubte, eine gute Idee zu haben, ließ ich sie mir nicht verbieten. Und so gerieten meine Großtante und ich gewaltig aneinander, beide ungestüm und unnachgiebig.

»Wie kannst du mir böse sein, nur weil ich ein neues Stück lernen will?«

»Du bist noch nicht so weit. So lernt man nicht Klavier spielen.«

»Und ob ich so weit bin. Ich habe es doch gerade gespielt.«

»So geht das aber nicht.«

»Aber warum?«

Die Klavierstunden wurden nun langwierig und mühsam, hauptsächlich wegen meiner Weigerung, der vorgeschriebenen Methode zu folgen, und wegen Robbies Weigerung, irgendetwas Positives an meinem unkonventionellen Umgang mit ihrem Notenheft zu finden. So ging das hin und her, Woche um Woche, wenn ich mich richtig erinnere. Ich war stur, genau wie sie. Ich hatte meinen Standpunkt, genau wie sie. Zwischen unseren Wortwechseln spielte ich weiterhin Klavier, und sie hörte mir weiterhin zu und machte alle möglichen Verbesserungsvorschläge. Ich führte meine Fortschritte nur in geringem Maß auf sie zurück. Und sie führte meine spielerischen Fortschritte nur in geringem Maß auf mich zurück. Aber dennoch fand der Unterricht weiter statt.

Oben fanden meine Eltern und Craig das alles unglaublich lustig. Sie lachten sich am Esstisch krumm und schief, wenn ich von meinen Schlachten mit Robbie berichtete und immer noch innerlich kochte, während ich meine Spaghetti mit Hackbällchen aß. Craig hatte

für seinen Teil keinerlei Probleme mit Robbie, denn er war ein fröhliches Kind und ein Klavierschüler, der brav nach Vorschrift lernte und sich dabei auch nicht allzu sehr engagierte. Meine Eltern hatten angesichts meiner Nöte kein Mitgefühl mit mir, aber auch keines mit Robbie. Ganz allgemein mischten sie sich nicht in Dinge ein, die nicht direkt die Schule betrafen, und sie erwarteten schon früh von meinem Bruder und mir, dass wir uns selbst um unsere Angelegenheiten kümmerten. Für sie schien ihre Aufgabe eher darin zu bestehen, zuzuhören und uns, wenn nötig, innerhalb der eigenen vier Wände zu unterstützen. Und während andere Eltern mit ihrem Kind vielleicht geschimpft hätten, weil es, wie ich, frech zu einem Erwachsenen gewesen war, ließen sie auch das geschehen. Meine Mutter hatte, seit sie sechzehn war, immer wieder mit Robbie zusammengelebt und hatte jede noch so seltsame Regel befolgt, die diese Frau aufgestellt hatte. Es ist deshalb gut möglich, dass sie insgeheim ganz froh darüber war, Robbies Autorität in Frage gestellt zu sehen. Im Rückblick glaube ich heute, dass meine Eltern meine Resoluteität schätzten, und dafür bin ich ihnen dankbar. In mir brannte eine Flamme, die sie nicht klein halten wollten.

Einmal im Jahr veranstaltete Robbie einen Klavierabend, damit ihre Schüler live vor Publikum auftreten konnten. Bis heute weiß ich nicht, wie sie es schaffte, aber irgendwie bekam sie dafür Zugang zu einem Probenraum an der Roosevelt University mitten in Downtown Chicago. Das Konzert fand also in einem prächtigen Steingebäude an der Michigan Avenue statt, ganz in der Nähe der Spielstätte des Chicago Symphony Orchestra. Allein die Vorstellung, dorthin zu fahren, machte mich nervös. Unsere Wohnung an der Euclid Avenue lag etwa neun Meilen südlich des Chicago Loop, des Innenstadtbereichs von Chicago, der mir mit seinen funkelnden Wolkenkratzern und vollen Gehsteigen vorkam wie eine andere Welt. Meine Familie fuhr nur wenige Male pro Jahr ins Stadtzentrum, etwa, um das Art Institute zu besuchen oder sich ein Theaterstück anzusehen. Wir vier reisten dann wie Astronauten in der Kapsel des Buick meines Vaters.

Mein Vater nutzte jeden Vorwand, um Auto zu fahren. Er liebte sein Auto, einen bronzefarbenen zweitürigen Buick Electra 225, den er voller Stolz als »Deuce and a Quarter« bezeichnete. Er polierte und wachste ihn und hielt sich penibel an den Inspektionsplan. Er brachte ihn zum Reifen- und zum Ölwechsel zu Sears, so wie meine Mutter uns Kinder zu Vorsorgeuntersuchungen beim Kinderarzt fuhr. Wir liebten den »Deuce and a Quarter« ebenfalls. Er hatte weiche Linien und schmale Rücklichter, die ihn cool und futuristisch aussehen ließen. Er war innen so geräumig, dass er uns vorkam wie ein Haus. Ich konnte mich darin quasi aufrecht hinstellen und mit der Hand über die mit Stoff bespannte Decke streichen. Damals musste man sich noch nicht unbedingt anschnallen, und so turnten wir die meiste Zeit auf dem Rücksitz herum und lehnten uns weit über den Vordersitz, wenn wir mit unseren Eltern sprechen wollten. Ich zog mich meistens zur Nackenstütze hoch und reckte das Kinn vor, sodass ich mit dem Kopf neben dem meines Vaters war und wir genau dieselbe Blickrichtung hatten.

Das Auto bot unserer Familie eine weitere Form der Nähe, eine Gelegenheit, sich gleichzeitig zu unterhalten und fortzubewegen. Abends nach dem Essen bettelten Craig und ich meinen Vater an, mit uns noch eine Spritztour zu machen. Etwas Besonderes war es, wenn wir an Sommerabenden zu einem Autokino südwestlich von unserem Viertel fuhren, um die »Planet der Affen«-Filme anzuschauen. Wir stellten den Buick in der Abenddämmerung ab und machten es uns für den Film gemütlich. Meine Mutter verteilte dann gebratenes Hühnchen und Kartoffelchips, die sie von zu Hause mitgebracht hatte. Craig und ich aßen auf dem Rücksitz, das Essen auf dem Schoß, sorgfältig darauf bedacht, die Hände an unseren Servietten abzuwischen und keinesfalls am Sitz.

Es sollte Jahre dauern, bis ich ganz verstand, was das Autofahren meinem Vater bedeutete. Als Kind konnte ich es nur erahnen – die Befreiung, die er hinter dem Steuer spürte, die Freude, die er an einem rundlaufenden Motor und perfekt ausgewuchteten Reifen unter sich hatte. Er war noch in seinen Dreißigern, als ein Arzt ihm mitteil-

te, dass die gelegentliche Taubheit, die er zu dieser Zeit in einem Bein zu spüren begann, nur der Anfang einer langen und wahrscheinlich schmerzhaften Entwicklung hin zur Bewegungsunfähigkeit war und dass er wahrscheinlich aufgrund einer rätselhaften Zerstörung der Neuronenhüllen in Gehirn und Rückenmark irgendwann gar nicht mehr würde laufen können. Ich weiß nicht mehr genau wann, aber wahrscheinlich kam der Buick ungefähr um dieselbe Zeit ins Leben meines Vaters wie die multiple Sklerose. Und auch wenn er es nie aussprach, das Auto muss für ihn eine Art Ausgleich gewesen sein.

Weder er noch meine Mutter grübelten lange über die Diagnose nach. Wir waren noch Jahrzehnte davon entfernt, bis eine einfache Google-Suche eine verwirrende Menge von Diagrammen, Statistiken und medizinischen Ratgebern hervorbringen würde, die Hoffnung entweder geben oder nehmen. Ich bezweifle, dass er sie überhaupt hätte sehen wollen. Mein Vater wurde zwar religiös erzogen, aber er hätte Gott nicht darum gebeten, ihn zu verschonen. Er hätte nicht nach alternativen Behandlungsmethoden oder einem Guru gesucht – oder nach defekten Genen, denen man die Schuld geben konnte. In meiner Familie haben wir seit langem die Angewohnheit, schlechte Nachrichten schon in dem Moment auszublenden, in dem sie überbracht werden. Niemand wusste, wie lange es meinem Vater schon schlecht gegangen war, bevor er zum ersten Mal einen Arzt aufsuchte, aber ich schätze, es müssen Monate, wenn nicht sogar Jahre gewesen sein. Er mochte Arzttermine nicht. Es lag ihm nicht zu klagen. Er war ein Mensch, der akzeptierte, was kam, und einfach weitermachte wie bisher.

Ich weiß, dass er am Tag meines großen Klaviervorspiels bereits leicht hinkte, sein linker Fuß kam nicht mehr ganz mit dem rechten mit. Alle meine Erinnerungen an meinen Vater beinhalten eine Erscheinungsform seiner Behinderung, auch wenn keiner von uns damals schon gewagt hätte, es so zu nennen. Was ich damals wusste, war, dass mein Vater sich ein bisschen langsamer als die anderen Väter bewegte. Manchmal verharrte er kurz, bevor er eine Treppe hinaufstieg, als müsse er das Manöver erst kurz durchdenken, um

sich dann der Herausforderung zu stellen. Wenn wir ins Einkaufszentrum gingen, setzte er sich gleich auf eine Bank und passte lieber auf die Tüten auf, oder er hielt ein Nickerchen, während der Rest der Familie durch die Läden streifte.

Auf der Fahrt nach Downtown zum Klavierabend saß ich in einem hübschen Kleid und Lackschuhen, die Haare zu Rattenschwänzen gebunden, auf dem Rücksitz des Buick und schwitzte zum ersten Mal in meinem Leben vor Angst. Ich hatte Lampenfieber, auch wenn ich mein Stück zu Hause in Robbies Wohnung beinahe zu Tode geübt hatte. Auch Craig trug einen Anzug; auch er sollte ein Stück vorspielen. Aber die Aussicht darauf machte ihm überhaupt nicht zu schaffen. Er schlief sogar tief und fest, wie bewusstlos lehnte er auf dem Rücksitz, mit offenem Mund und einem glückseligen und sorgenfreien Ausdruck auf dem Gesicht. Das war typisch Craig. Mein Leben lang bewundere ich ihn schon für seine innere Ruhe. Inzwischen spielte er in einer Biddy-Basketball-Liga, in der jedes Wochenende Spiele stattfanden, und offenbar hatte er seine Nerven schon an Auftritte gewöhnt.

Mein Vater parkte meist so nahe wie möglich an unserem Ziel. Er gab ein bisschen mehr Geld fürs Parken aus, um auf seinen unsicheren Beinen nicht so weit laufen zu müssen. An jenem Tag gelangten wir problemlos zur Roosevelt University und gingen hinauf in eine, wie mir schien, gewaltige, dröhnende Halle, wo das Vorspielen stattfinden sollte. Ich kam mir darin winzig klein vor. Der Saal hatte elegante raumhohe Fenster, durch die man die ausgedehnten Rasenflächen des Grant Park sehen konnte und dahinter die weißen Gischtkrönchen des Lake Michigan.

Stahlgraue Stühle standen ordentlich aufgereiht da. Nach und nach nahmen nervöse Kinder und erwartungsvolle Eltern auf ihnen Platz. Und vorne, auf einer erhöhten Bühne, standen zwei Stutzflügel. Noch nie hatte ich so etwas gesehen, ihre riesigen hochgeklappten Hartholzdeckel sahen aus wie die Schwingen schwarzer Vögel. Auch Robbie war dort, sie sauste in einem mit Blumen bedruckten Kleid herum wie die Ballkönigin – wenn auch eine sehr matronenhafte Ballköni-

gin – und vergewisserte sich, dass alle ihre Schüler und Schülerinnen ihre Noten dabei hatten. Als es Zeit wurde anzufangen, sorgte sie für Ruhe im Saal.

Ich erinnere mich nicht mehr, wer an diesem Tag in welcher Reihenfolge spielte. Ich weiß nur, dass ich, als ich an der Reihe war, aufstand, in bestmöglicher Haltung nach vorne ging, die Stufen hinaufstieg und mich an einen der glänzenden Stutzflügel setzte. Die Wahrheit ist: Ich war so weit. So schroff und unflexibel ich Robbie auch fand, so sehr hatte ich doch ihre unerbittliche Disziplin verinnerlicht. Ich kannte mein Stück so gut, dass ich kaum darüber nachdenken musste. Ich würde nur anfangen müssen, meine Hände zu bewegen.

Doch es gab da ein Problem, und es offenbarte sich mir in dem Bruchteil der Sekunde, in dem ich meine kleinen Finger zu den Tasten heben wollte. Ich saß, wie sich herausstellte, an einem perfekten Flügel. Die Oberflächen waren sorgfältig abgestaubt, die Saiten im Inneren waren präzise gestimmt, die achtundachtzig Tasten lagen als makellosoes schwarz-weißes Band vor mir. Das Problem war bloß, makellos war ich nicht gewöhnt. In meinem Leben war mir so etwas noch nie begegnet. Meine Erfahrungen mit Klavieren stammten ausschließlich aus Robbies kleinem Musikzimmer mit der kümmerlichen Topfpflanze und dem Blick auf unseren bescheidenen Garten. Das einzige Instrument, das ich je gespielt hatte, war ihr alles andere als vollkommenes Instrument, mit dem bunten Stückwerk aus vergilbten Tasten und dem so ungemein praktisch abgeschlagenen eingestrichenen c. So sah für mich ein Klavier aus – genauso wie mein Wohnviertel mein Wohnviertel war, mein Vater mein Vater, mein Leben mein Leben. Das war alles, was ich kannte.

Jetzt wurde mir mit einem Mal bewusst, dass mich die Menschen von ihren Stühlen aus beobachteten, während ich die auf Hochglanz polierten Tasten anstarrte und nichts als Gleichheit dort erkannte. Ich hatte keine Ahnung, wo ich meine Hände hinlegen sollte. Mit zugeschnürtem Hals und klopfendem Herz blickte ich ins Publikum, versuchte, mir meine Panik nicht anmerken zu lassen, und suchte

nach dem sicheren Hafen, dem Gesicht meiner Mutter. Stattdessen bemerkte ich, wie eine Gestalt aus der ersten Reihe aufstand und langsam auf mich zuschwebte. Es war Robbie. Wir hatten uns mittlerweile häufig gestritten, was dazu geführt hatte, dass ich sie fast ein bisschen als Feindin betrachtete. Aber hier in meinem Augenblick der wohlverdienten Strafe erschien sie beinahe wie ein Engel an meiner Seite. Vielleicht wusste sie, dass sich mir die Ungleichheiten der Welt gerade heimlich, still und leise zum ersten Mal gezeigt hatten. Vielleicht wollte sie auch einfach nur den Ablauf beschleunigen. So oder so, Robbie legte mir sanft und ohne ein Wort den Finger auf das eingestrichene c, damit ich wusste, wo ich anfangen musste. Mit einem winzig kleinen ermutigenden Lächeln verschwand sie wieder und ließ mich mein Stück spielen.

Im Herbst 1969 kam ich in die Vorschulklasse der Bryn Mawr Elementary School. Ich war in zweifacher Hinsicht im Vorteil: Zum einen konnte ich bereits einfache Wörter lesen, zum anderen hatte ich über mir, in der zweiten Klasse, einen allseits beliebten Bruder. Die Schule, ein vierstöckiges Backsteingebäude mit einem Hof davor, lag nur wenige Blocks von unserem Haus an der Euclid Avenue entfernt. Zu Fuß war man in zwei Minuten dort. Wenn man rannte, wie Craig es jeden Morgen tat, dann in einer.

Mir gefiel es in der Schule sofort. Ich mochte meine Lehrerin, eine zierliche weißhaarige Dame namens Mrs. Burroughs, die mir uralt vorkam, aber wahrscheinlich zwischen fünfzig und sechzig war. Ihr Klassenzimmer hatte große sonnige Fenster, es gab eine Sammlung von Babypuppen, mit denen man spielen durfte, und ein großes Spielhaus aus Pappe im hinteren Teil. Ich fand Freunde in der Klasse und fühlte mich besonders zu den Kindern hingezogen, die wie ich mit Eifer bei der Sache waren. Ich war stolz, weil ich schon lesen konnte. Zu Hause hatte ich dank des Büchereiausweises meiner Mutter die Dick-and-Jane-Bücher durchgeackert, und so war ich schon sehr gespannt, als es hieß, unsere erste Aufgabe als Vorschüler bestünde darin, neue Wörter vom Blatt zu lesen. Wir bekamen eine Liste mit Farben, die wir üben sollten, und zwar nicht die Farbtöne selbst, sondern die Wörter – »red«, »blue«, »green«, »black«, »orange«, »purple«, »white«. Im Unterricht fragte Mrs. Burroughs uns dann einzeln nacheinander ab. Sie hielt große Karteikarten hoch, und wir sollten das Wort vorlesen, das in schwarzen Buchstaben auf der Vorderseite stand. Die Mädchen und Jungen, mit denen ich gerade

zusammengewürfelt worden war, mussten nacheinander aufstehen und die Farbkarten durcharbeiten. Es gelang ihnen mehr oder weniger gut. Sobald sie steckengeblieben waren, sollten sie sich wieder hinsetzen. Es sollte wohl eine Art Spiel sein, so wie ein Buchstabierwettbewerb ein Spiel ist, aber man sah genau, wie auf subtile Weise sortiert wurde und die Kinder, die nicht weiter als bis »red« kamen, um ihr Schicksal wissend gedemütigt in sich zusammensackten. Das war im Jahr 1969, in einer öffentlichen Schule in der South Side von Chicago. Niemand redete damals von Selbstwertgefühl oder von Entwicklungsförderung. Hatte man von zu Hause aus schon einen Vorsprung mitbekommen, wurde man in der Schule dafür belohnt, galt als »talentiert« oder »begabt«, was wiederum das Selbstvertrauen stärkte. Da kam schnell ein Vorteil zum anderen. Die zwei klügsten Kinder in meiner Vorschulklasse waren Teddy, ein koreanisch-amerikanischer Junge, und Chiaka, ein afroamerikanisches Mädchen, die auch auf Jahre hinaus die Klassenbesten blieben.

Ich wollte unbedingt mit ihnen mithalten. Als ich an der Reihe war, die Wörter auf den Karten der Lehrerin vorzulesen, stand ich auf und gab alles. Mühelos rasselte ich »red«, »blue« und »green« herunter. »Purple« dauerte allerdings einen Augenblick, und »orange« war schwierig. Aber erst, als die Buchstaben W-H-I-T-E dastanden, erstarrte ich, mein Hals wurde mit einem Mal trocken, der Mund stand mir offen, nicht fähig, den Laut zu formen, während mein Gehirn wie verrückt versuchte, eine Farbe zu finden, die wie »Wou-haa« klang. Alles war verloren. Ich bekam merkwürdig weiche Knie, sie drohten nachzugeben. Aber bevor es so weit kam, ließ mich Mrs. Burroughs wieder hinsetzen. Und genau in diesem Moment kam mir das Wort in voller Gänze und Vollendung. White. Whiiiiite. Das Wort war: »weiß«.

Als ich in dieser Nacht mit meinen Plüschtieren um den Kopf im Bett lag, dachte ich nur an »weiß«. Ich buchstabierte es im Kopf, vorwärts und rückwärts, und schimpfte mich für meine eigene Dummheit. Die Blamage lastete auf mir, und ich würde sie nie mehr abschütteln können, obwohl ich wusste, dass es meinen Eltern egal war,

ob ich jede Karte richtig vorgelesen hatte. Aber ich wollte erfolgreich sein. Oder vielleicht wollte ich nicht als jemand abgetan werden, der nichts zustande brachte. Ich war mir sicher, die Lehrerin hatte mich jetzt als Kind abgestempelt, das nicht lesen konnte, oder schlimmer noch, es nicht einmal versuchte. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als einen der münzgroßen Sterne aus Goldfolie, die Mrs. Burroughs Teddy und Chiaka gegeben hatte, damit sie sie als Symbol ihrer Erzungenschaft auf der Brust trugen, vielleicht auch zum Zeichen, dass aus ihnen, im Gegensatz zu uns anderen, einmal etwas Großes werden würde. Immerhin hatten die beiden jede einzelne Farbe vorgelesen, ohne auch nur ein einziges Mal zu zögern.

Am nächsten Morgen bat ich im Unterricht darum, es erneut versuchen zu dürfen.

Als Mrs. Burroughs Nein sagte und aufmunternd hinzufügte, wir Vorschulkinder hätten doch auch noch andere Dinge zu lernen, bestand ich darauf.

Meine armen Klassenkameraden tun mir heute noch leid. Sie mussten mir dabei zusehen, wie ich mir die Farbkarten ein zweites Mal vornahm, langsamer diesmal, mit bewussten Atempausen nach jedem Wort, damit meine Nerven nicht wieder für einen Kurzschluss in meinem Gehirn sorgen konnten. Und es funktionierte, bei »black«, »orange«, »purple« und besonders bei »white«. Ich brüllte das Wort »weiß« beinahe, bevor ich überhaupt die Buchstaben auf der Karte gesehen hatte. Ich stelle mir heute gerne vor, dass Mrs. Burroughs von diesem kleinen schwarzen Mädchen beeindruckt war, das den Mut gefunden hatte, für sich selbst einzutreten. Ich wusste nicht, ob Teddy und Chiaka überhaupt Notiz von mir genommen hatten. Ich holte mir aber rasch meine Trophäe ab und ging am Nachmittag erhobenen Hauptes und mit einem dieser Sterne aus Goldfolie auf dem Shirt nach Hause.

Zu Hause lebte ich in einer Welt, die aus Drama und Intrige bestand, wenn ich mich in meine sich ständig weiterentwickelnde Puppen-seifenoper versenkte. Es gab da Geburten, Fehden, Verrat. Es gab

Hoffnung, Hass und manchmal sogar Sex. Am liebsten verbrachte ich die Zeit zwischen Schule und Abendessen in dem gemeinsamen Bereich vor Craigs und meinem Zimmer, breitete meine Barbiepuppen auf dem Boden aus und dachte mir Szenarien aus, die für mich so echt waren wie das Leben selbst. Manchmal übernahmen auch Craigs G.I.-Joe-Actionfiguren eine Rolle. Die Outfits meiner Puppen bewahrte ich in einem mit Blumen bedruckten Kinderkoffer aus Vinyl auf. Jeder Barbie und jedem G.I.-Joe wies ich einen bestimmten Charakter zu. Außerdem rekrutierte ich die abgegriffenen Buchstabenklötze, mit denen meine Mutter uns Jahre zuvor das Alphabet beigebracht hatte. Auch sie bekamen Namen und ein Innenleben.

Ich schloss mich nur selten den Kindern aus dem Viertel an, die nach der Schule draußen spielten, und ich lud auch keine Schulfreundinnen nach Hause ein, unter anderem, weil ich sehr pingelig war und nicht wollte, dass sich jemand an meinen Puppen zu schaffen machte. Bei anderen Mädchen zu Hause hatte ich Horrorszenarien gesehen: Barbies mit gewaltsam verstümmelten Frisuren oder Filzstift-Tattoos im Gesicht. Und an der Schule lernte ich außerdem auch, dass Kinder sehr hässlich zueinander sein können. So nette Szenen man auch auf einem Pausenhof beobachten mag, dahinter verbirgt sich doch oft eine Willkürherrschaft aus wechselnden Hierarchien und Allianzen. Es gab Bienenköniginnen, Tyrannen und ihre jeweilige Gefolgschaft. Ich war zwar nicht schüchtern, aber außerhalb der Schule wollte ich eine solche Unordnung in meinem Leben nicht zulassen. Lieber verwendete ich meine Energie darauf, die einzige treibende Kraft in meinem kleinen Universum unseres Spielbereichs zu sein. Wenn Craig auftauchte und es wagte, auch nur einen einzigen Bauklotz zu bewegen, fing ich an zu kreischen. Ich hatte auch keine Vorbehalte dagegen, ihn, falls nötig, zu schlagen – normalerweise versetzte ich ihm dann einen direkten Faustschlag mitten auf den Rücken. Die Puppen und die Bauklötze brauchten mich, damit ich ihnen Leben einhauchte. Ich erfüllte meine Pflicht ihnen gegenüber und erlegte ihnen eine persönliche Krise nach der anderen auf. Wie jede gute Gottheit war ich da, um sie leiden und wachsen zu sehen.

Aus dem Fenster meines Zimmers konnte ich unterdessen die meisten Geschehnisse der echten Welt an unserem Block an der Euclid Avenue beobachten. Am späten Nachmittag sah ich immer Mr. Thompson, den großen Afroamerikaner, dem das Gebäude mit den drei Einheiten gegenüber gehörte, wie er seine Bassgitarre hinten in seinen Cadillac einlud und sich zu einem Auftritt in irgendeinem Jazzclub aufmachte. Ich sah zu, wie die Mendozas, die mexikanische Familie von nebenan, samt ihrem mit Leitern beladenen Pickup heimkehrten, nachdem sie lange Tage damit zugebracht hatten, Häuser anzustreichen. Am Zaun wurden sie von ihren kläffenden Hunden begrüßt.

In unserem Viertel wohnten hauptsächlich Familien aus der Mittelschicht, mit unterschiedlicher Hautfarbe und Herkunft. Die Kinder spielten nicht mit anderen Kindern, weil diese dieselbe Hautfarbe hatten, sondern weil sie ebenfalls draußen waren und spielen wollten. Zu meinen Freundinnen gehörten Rachel, ihre Mutter war weiß und hatte einen britischen Akzent, außerdem Susie, ein rothaariger Lockenkopf, und, wenn sie zu Besuch war, die Enkelin der Mendozas. Unsere Nachnamen zeigen, was für ein bunter Haufen wir waren: Kansopant, Abuasef, Yacker, Robinson. Wir waren zu jung, um zu bemerken, dass sich die Dinge um uns herum rasch veränderten. 1950, fünfzehn Jahre bevor meine Eltern nach South Shore zogen, war das Viertel noch zu 96 Prozent weiß gewesen. Als ich es 1981 verließ, um aufs College zu gehen, war es zu etwa 96 Prozent schwarz.

Craig und ich wuchsen vollkommen gegenläufig zu diesem Wandel auf. In den Blocks um uns herum wohnten jüdische Familien, Einwandererfamilien, weiße und schwarze Familien, Menschen, denen es gut ging, und auch manche, die nicht so gut dran waren. Im Allgemeinen aber pflegten die Leute ihren Rasen und behielten ihre Kinder im Auge und stellten Robbie Schecks aus, damit ihre Kinder Klavierspielen lernen konnten. Meine Familie befand sich wahrscheinlich sogar eher am ärmeren Ende des Spektrums. Wir kannten kaum Leute, die nicht Eigentümer ihres Hauses waren, und so

beengt wie wir im ersten Stock bei Robbie und Terry wohnte auch kaum eine andere Familie. South Shore war noch nicht gekippt wie andere Viertel – wo die Wohlhabenderen längst in die Vorstädte gezogen waren, wo die Geschäfte eins nach dem anderen zumachten und der Verfall längst begonnen hatte –, doch die ersten Anzeichen gab es bereits.

Wir bekamen die Auswirkungen dieser Veränderungen bald zu spüren, besonders in der Schule. Als ich in die zweite Klasse kam, herrschte im Klassenzimmer das reinste Chaos, die Kinder waren aufsässig und Radiergummis flogen unablässig durch den Raum; etwas, das weder nach meiner noch nach Craigs bisheriger Erfahrung normal gewesen war. Das schien offensichtlich alles an einer Lehrerin zu liegen, die sich nicht durchsetzen konnte – und Kinder offenbar nicht einmal mochte. Darüber hinaus schien es auch niemanden zu kümmern, dass sie als Lehrerin völlig inkompetent war. Die Schüler nahmen das als Vorwand, sich aufzuführen, und sie selbst hätte auch keine schlimmere Meinung von uns haben können. In ihren Augen waren wir Kinder in der Klasse alle »schlecht«, obwohl wir von ihr keinerlei Führung und keine Struktur bekamen und obendrein in einem finsternen, schlecht beleuchteten Raum im Untergeschoss der Schule untergebracht waren. Die Stunden dort unten waren eine Qual und fühlten sich unendlich lang an. Ich saß kreuzunglücklich an meinem Tisch, auf meinem kotzgrünen Stuhl – der offiziellen Farbe der 1970er Jahre. Ich lernte nichts und wartete auf die Mittagspause, um endlich nach Hause zu gehen, ein Sandwich zu essen und mich bei meiner Mom beschweren zu können.

Wenn ich als Kind wütend wurde, verstand es meine Mutter hervorragend, meine kindliche Wut zu kanalisieren. Wenn ich mich über meine neue Lehrerin aufregte, schwieg sie gelassen und sagte nur »Ach je« oder »Wirklich?«. Sie schwenkte nie in meine Wut ein, sondern nahm meine Frustration ernst. Jemand anderes hätte an ihrer Stelle vielleicht höflich gesagt: »Streng dich einfach an.« Aber sie kannte den Unterschied. Sie kannte den Unterschied zwischen Jammern und echtem Elend. Ohne es mir zu sagen, ging sie in die Schule